

so meint er, der letzte Kongreß der Großmächte ohne Beteiligung der kleinen Staaten. Mit dem Berliner Kongreß beginnt nach seiner Ansicht die Ablösung eines noch dem absolutistischen Zeitalter entstammenden „kontinental-europäischen“ Völkerrechts, legitimistischer und hierarchischer Prägung durch ein neues „maritimes“ System des Völkerrechts, das durch das Prinzip der Staatengleichheit bestimmt wird und die Anerkennung der liberalen Verfassungsgrundsätze im Staatsinnern voraussetzt. Der Gegensatz zwischen Rußland und England auf dem Berliner Kongreß ist für Maiwald nicht nur in der Verschiedenheit der Interessen, sondern auch in dem verschiedenen Völkerrechtsdenken der beiden Mächte, d. h. in dem Gegensatz zwischen „kontinentaler“ und „maritimer“ Auffassung des Staats- und Völkerrechts begründet. Außerdem war es, so glaubt er, der letzte Kongreß europäischer Staatsmänner, in dem die politischen Entscheidungen nicht zwangsläufig von dem mächtigeren Strom der gesamten wirtschaftlichen, sozialen und technischen Bewegung bestimmt worden sind.

Die Lektüre der Schrift, die den Leser immer wieder zu Vergleichen mit der heutigen Lage und zu Folgerungen für sie zwingt, ist nicht nur dem Völkerrechtler und dem Historiker, sondern auch dem Politiker, der sich den Blick über den Alltag hinaus erhalten will, wärmstens zu empfehlen.

F. A. v. d. Heydte.

Selbstbiographien

Vergangenes und Unvergängliches. Aus meinem Leben. 2 Bände. Von Fjodor Stepun. (373 u. 285 S.) München 1947/48, Kösel. Kart. DM 10.— u. 8.—.

Nicht nur die zahlreichen Studenten, die beharrlich die größten Räume der Münchener Universität füllen, um Prof. Stepuns fesselnde Vorlesungen über russische Geistesgeschichte zu hören, sondern auch manche Freunde im Land werden mit Interesse zu dem Memoirenband greifen, in dem der jetzt 65jährige die erste Hälfte seines Lebens schildert. Der Vater, ein Ostpreuße, hatte es in Rußland zum Generaldirektor einer der größten Papierfabriken gebracht und in Moskau eine geborene Argelander geheiratet, deren Ahnen wiederum schwedisch-finnische Pastoren, französische Hugenotten, aber auch echte Moskauer waren. Das sonlige Kinderparadies, „eine Kindheit, wie sie niemand in Rußland je wieder erleben wird“, geht über in die Jahre an der halb deutschen „St.-Michaelis-Realschule“ in Moskau, nach deren Abschluß Fjodor un-

entschlossen zwischen Kunstakademie, Universität und Bühne schwankt. Nach Erfüllung seiner Militärdienstplicht entschließt er sich aber zum Philosophiestudium in Heidelberg; von hier kehrt er nach einer Italienreise 1910 nach Rußland zurück, wo er sich vier Jahre als Schriftsteller betätigt. Ausgedehnte Vortragsreisen führen ihn durch das ganze Land. So kann er aus einer inneren Kenntnis heraus das geistige Leben im Vorkriegsrußland schildern, das sich natürlich besonders in den Städten Moskau und St. Petersburg konzentrierte. Bekannte Namen von Künstlern, Dichtern und Philosophen tauchen auf, die später meist ein hartes Emigrantenleben führen mußten, hier aber noch auf heimatlichem Grund und Boden in voller Schaffenskraft und oft werktäglicher Intimität vor uns stehen. Bei allem Erzählertalent Stepuns hat man den Eindruck großer Wirklichkeitstreue, zumal auch die Mißstände der Zeit klar hervortreten und unvernünftig beurteilt werden. Anstelle von Selbstlob, der typischen Krankheit fast aller Memoiren, findet sich oft köstliche Selbstironie, die den kleinen Mann immer wieder mit dem Helden versöhnt. Religiös führt Stepuns Weg von der Reformierten Kirche seines Elternhauses durch Zweifel und Unglauben in den Schoß der Russisch-orthodoxen Kirche, in der er als „echter Russe“ seine geistige Heimat findet.

Der stark politische zweite Teil fährt in gleich spannender und amüsanter Weise fort, die Erlebnisse der Kriegs- und Revolutionszeit zu erzählen, in welcher der Verfasser als Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates und Chef des Kriegskabinetts in Petersburg eine ziemliche Rolle spielte. — Mit manchen der eingestreuten Reflexionen, die den Sinn des Geschehens zu ergründen suchen, wird man sich nicht leicht einverstanden erklären, so wenn von der „Wahrheit als Vergesellschaftung von Meinungen“ (I, 233) und von einer „Pflicht zur Sünde vor Gott“ und der „Notwendigkeit, die letzte Wahrheit des Lebens jenseits von Gut und Böse zu suchen“ (II, 214) die Rede ist. Doch sind das nur seltene Stellen, einmal ein Wort, eine Zeile, über die man im Sturm der Ereignisse schnell hinwegliest.

H. Falk S. J.

Vom Arzt und seinen Kranken. Von Albert Krecke. (303 S.) Berlin-München 1947, Urban und Schwarzenberg.

Das Buch des bekannten, im Jahre 1932 verstorbenen Münchener Chirurgen, der aus

Westfalen stammte, liegt nun im 21.—25. Tausend vor. Wenn auch der eine oder andere Abschnitt überholt ist, so bleibt doch viel Lesens- und Beherzigenswertes vor allem für den Arzt, für den das Buch in erster Linie geschrieben ist. Man kann nur wünschen, daß viele Mediziner sich von der tiefen Menschlichkeit Albert Kreckes durchdringen lassen, der nicht müde wird, darauf hinzuweisen, daß der Arzt nicht irgendeinem kalten wissenschaftlichen Ziel dient, sondern seinen Mitmenschen Freund und Helfer sein soll.

Tiefere geistige oder religiöse Fragen kommen nicht zur Sprache. Der gläubige Mensch wird sich vor allem über eine Frage, die der Verfasser des öfteren berührt, seine Gedanken machen: es ist die Frage, ob man dem ernstlich Erkrankten die Wahrheit über sein Leiden sagen oder verheimlichen soll. Krecke ist wie viele Ärzte für äußerste Zurückhaltung, im Falle des Krebses kategorisch für Verschweigen. Man darf gewiß solche ärztlichen Erfahrungen nicht leicht nehmen. Dennoch müßte der lebendige Christ hier anderer Meinung sein. Der Tod darf für ihn kein Gespenst bleiben. Christliche Erziehung muß bewußt darauf hinarbeiten, daß wir im Tod die Krönung unseres ganzen irdischen Lebens, die große alle Werke und Leiden zusammenfassende Opfertat sehen, die wir bewußt durchleben wollen. Wir müssen den Mut haben, unsere Lieben zeitig zum Empfang der Krankenölung einzuladen. Wem sein Christsein nicht leeres Gerede ist, der macht sich täglich gefaßt, durch „die Herrlichkeit des Sterbens in Christus“ in das ewige Leben einzugehen. Das ist keine Ermunterung zu Rohheiten am Krankenlager. Mit diesem christlichen Mut wird sich eine sehr behutsame, taktvolle und mütterlich zarte Rücksicht verbinden müssen. Aber jede christliche Krankenschwester weiß, wie turmhoch der Friede eines solchen klar gesehenen und frei bejahten christlichen Sterbens über der unwürdigen Situation eines letzten nie mehr gutzumachenden Betruges steht.

F. Hillig S. J.

Der Doktor auf der Landstraße. Von Arthur E. Hertzler. (331 S.) München o. J., Franz Ehrenwirth. Kart. DM 8.50.

Ein amerikanischer Arzt, der heute hoch in den Siebzigern steht, erzählt hier aus den reichen Erfahrungen seines Arztlebens. Aus harten Jugendverhältnissen hat er sich hochgerungen, und sein Bericht behält bis in

die vielen humorvollen Schilderungen hinein eine gewisse Schärfe, die Härte des selfmade man. Hertzler gehört noch zur Generation jener „alten Knaben“ mit Backenbärten, viel Alkohol und wenig Hygiene, von denen er launig zu erzählen weiß. Er hat in Berlin unter Virchow, Waldeyer und von Bergmann gearbeitet und sich als Forscher und Chirurg einen Namen gemacht. Er schildert voll Geist, Humor und Temperament und richtet seinen Blick mit erfrischender Unvoreingenommenheit auf das Leben. Man lernt vieles aus dem Buch über das unbekannte Amerika, über die Kansas-Leute, den Arzt, sein opferreiches Leben und die Patienten.

Eine lebhaftige Abneigung gegen die Sekten veranlaßt gelegentlich einen Hieb auf das Christentum. Bedenklicher ist die Art, mit der über Ehefragen gesprochen und zum mindesten andeutungsweise eine „freie“ Auffassung vertreten wird. Auch in pädagogischer Hinsicht ist das Buch keine Schule zarter Rücksicht. (In diesen Dingen sind wir heute in Deutschland sehr hellhörig.) Man darf nicht dem „Tiger im Gehirn“ schmeicheln. Man legt das gewiß wertvolle Buch mit der bekannten Frage aus der Hand, ob es richtig ist, auf solche Weise den Arzt und sein Tun zu entschleiern. Sein Wirken am Menschen muß von Ehrfurcht und Vertrauen getragen sein. Es wird von der Reife des Lesers abhängen, ob diese Offenheit ihm nützt oder schadet. Im übrigen wollen wir glauben, daß der Übersetzer recht hat, wenn er bemerkt, der alte Landarzt gebe sich in seiner rauhen Art freigeistiger als er im Grunde seines gütigen Herzens ist. Zitiert er doch selbst die Worte, die einer der größten Ärzte Amerikas einige Jahre vor seinem Tod gesprochen hat: „Ich bin ein Philosoph und weiß, daß man über das Jenseits keine Gewißheit erlangen kann. Wenn ich aber eine Zeitlang Radio gehört habe und dann vor die Tür trete und zu den Sternen aufschau, dann muß ich sagen, daß jeder, der Gott leugnet, ein verdammter Narr ist.“ (S. 308.) Es versöhnt auch mit dem rauhen Mann, zu sehen, wie erschütternd tief seine Vaterliebe gegenüber seinem Töchterlein ist.

F. Hillig S. J.

Mein Weg zur Kirche. Von Hans Schnieber. (199 S.) Nürnberg 1948, Sebaldis-Verlag. DM 8.—.

Der Verfasser entstammt einer altlutherischen Pastorenfamilie und wurde in einer niederschlesischen Kleinstadt geboren. Im „Weg zur Kirche“ erzählt er von seinen wachsenden Einsichten als Christ, von seinen